



Einhardpreis

2009

Margot Friedlander





Die Preisträgerin:
Margot Friedlander

Laudatio:
Klaus Harpprecht

Margot Friedlander

Ansprache der Preisträgerin

Seligenstadt, 14. März 2009

Viele verschiedene Umstände haben dazu beigetragen, dass ich dieses Buch geschrieben habe. Als mein Mann 1997 starb, lud mich die Kulturorganisation 92street Y in New York, für die mein Mann lange als Finanzdirektor gearbeitet hatte, zu Kursen ein. Viele werden dort gegeben, und zwei Jahre nach meiner Einschreibung fing ein neuer an: „Write your memoirs“, „Schreibe deine Erinnerungen“. Man redete mir gut zu, ich solle es versuchen. Ich zögerte. Nachdem ich viele Stunden den Geschichten anderer zugehört hatte, wurde mir klar, dass ich mehr und anderes zu erzählen hätte als ich anfangs dachte. Als ich eines Nachts nicht einschlafen konnte, weil mir so vieles im Kopf umherging, nahm ich Papier und Bleistift und schrieb meine erste Geschichte auf: „The day I went into hiding“, „Der Tag, an dem ich untertauchte“. Ich schrieb auf englisch. Als ich diese Geschichte in der Klasse vorlas, herrschte Totenstille. Noch nie hatten die anderen eine Geschichte von jemandem gehört, die er am eigenen Leib erlebt hatte. So kam es, dass ich zu jeder Stunde ein Erlebnis aufschrieb, nicht immer in der richtigen Reihenfolge, sondern so, wie es mir gerade einfiel. Ich schrieb immer nachts im Bett, wenn es ganz ruhig war und ich nicht einschlafen konnte.

Nach ungefähr anderthalb Jahren hatte ich, ohne es recht zu merken, meine ganze Geschichte aufgeschrieben. Eines Tages brachte Carol, unsere Lehrerin, einen deutschen Filmemacher zu uns, Thomas Halaczynski, der einen Film über sie und ihre Arbeit drehen wollte. Carol erzählte Thomas von mir und meiner Geschichte. Das war der Anfang des anderen, unseres Films „Don't call it Heimweh“. Oft kommt es vor, dass ein Anfang auch ein Ende ist. Nicht so bei mir. Es war Ende 2002. Im Frühjahr reiste ich auf Einladung des Senats nach Berlin. Thomas begleitet mich am Tag meiner Ankunft. Wir gingen die mir bekannten Straßen entlang. Ich habe kaum etwas wieder erkannt. Als ich mein Glück empfand und aussprach, in einer so schönen Stadt geboren zu sein, fragte ich mich sogleich, ob ich das Recht habe, Berlin schön zu finden. Während der Dreharbeiten fragte ich mich immer wieder, was mein Mann dazu sagen würde, fragte mich, ob ich recht daran tue, mich in Berlin wohlfühlen. Ist doch in dieser schönen Stadt, in diesem Land etwas vorgegangen, das wir alle bis heute nicht verstehen können. Wie kann ich Ihnen etwas beschreiben, das selbst mir, die es erlebt hat, wie ein böser Traum vorkommt, ein Traum, der sich immer wiederholt? Zu meiner

Verunsicherung trug weiter bei, dass ich wunderbare Menschen kennenlernte, die schnell Freunde wurden. Einige sind heute unter uns. Wie war es möglich, in einer Stadt, meiner Geburtsstadt, in der ich so viel Bedrückendes, Trauriges erleben musste, jetzt Menschen zu begegnen, denen ich mich verbunden fühlte, deren Sprache ich spreche, deren Leben mir vertraut ist. Als „Don't call it Heimweh“ schließlich 2005 beim Jüdischen Filmfestival in Berlin ein Erfolg wurde, hätte das ein Abschluss für mich sein können. Es wurde ein Anfang.

Zu viel lag noch in der Kammer meiner Gedanken, meiner Erinnerungen. Ich fing an, sie auf deutsch zu schreiben. Der Gedanke, dies auf englisch zu tun, erschien mir fremd. Ich wollte in meiner Sprache ausdrücken, was sich in Deutschland zugetragen hatte.

Ich möchte Ihnen heute etwas über den Anfang jener sechzig Jahre berichten, die ich in Amerika gelebt habe. Auch dies ein Anfang, der kein Ende bedeutete. Als wir am 28. Juli 1945 in New York am Pier 44 anlegten, kam die Schwester meines Mannes aufs Schiff, um ihren Bruder zu begrüßen. Sie war wohl die einzige nahe Verwandte, die einen Überlebenden begrüßen konnte. Die Begegnung zwischen Schwester und Bruder, die über Jahre keine Hoffnung hatten sich wiederzusehen, lässt sich nicht in Worte fassen.

Hätte diese Begegnung nicht acht Jahre früher stattfinden können mit Mutter, Sohn und Tochter? Die Kisten zur Auswanderung der Mutter waren gepackt und wurden noch nach England verschickt. In den USA, wo sie hin sollten, sind sie nie eingetroffen. Die Mutter meines Mannes und meiner Schwägerin

Ilse hat Auschwitz nicht überlebt. Hat mein Mann, genau wie ich, als wir an der Freiheitsstatue vorbeifuhren, daran gedacht, dass seine Mutter genau wie meine Mutter nicht umgekommen wäre, wenn wir das Affidavit früher bekommen hätten. Das sind Empfindungen, die nur der einzelne im Innern zu fühlen vermag. Ich stand neben meinem Mann an der Reling. Wir sprachen nicht über unsere Empfindungen. So viele unausgesprochene Fragen sind in unserer über 57-jährigen Ehe unbeantwortet geblieben. Heute tut es mir unendlich leid. Haben wir vielleicht dadurch versucht, das Geschehene zu verdrängen? Vergessen lässt es sich nicht. Das war uns beiden völlig klar; darüber sprachen wir mit Freunden. Aber viele Überlebende wollen nie mehr über das Geschehene sprechen. Das macht es noch schwerer, damit fertig zu werden.

Zusammen mit Ilse verließen wir das Schiff. Der Zollbeamte öffnete unseren Koffer, fand einige Kleidungsstücke, eine Bratpfanne, einen kleinen Kochtopf. Das waren unsere Schätze. Er ließ uns gleich weitergehen. An der Sperre stand Allan, der Mann von Ilse. Wir konnten uns kaum verständigen. In der Aufregung hatten wir unsere Brocken Englisch vergessen. Allan war Franzose und verstand kein Deutsch. Hinter einer roten Kette standen die Wartenden und konnten den Ankömmlingen eine Begrüßung zurufen. Mit einem Bus wurden wir ins Hotel nach Manhattan gefahren, wo die jüdische Organisation für uns, die Überlebenden, Zimmer reserviert hatte. Man überreichte uns Tickets für das an der Straße liegende Lunchionette, so heißt das Frühstückslokal, wir nannten es Griesie Spoon. Und wir bekamen

Tickets für ein koscheres Restaurant am Broadway, um dort zu Abend zu essen. Es gab obendrein Rasierseife für meinen Mann, einen Lippenstift für mich, Deodorant für uns beide. Wir staunten über die Auswahl an Geschenken. Nun standen hier zwei Menschen, Mann und Frau, in einem neuen Land, in einem Zimmer, plötzlich allein. Nach so vielen Jahren im Lager, endlich allein. Habe ich in diesem Augenblick an etwas anderes gedacht als daran, nun ein neues Leben anzufangen. War mir in diesem Augenblick klar, was mir dieses neue Land bringen würde? Ich war ein Jahr verheiratet. War das zurückliegende Jahr ein normales Jahr? Natürlich nicht. Man braucht Zeit, um sich, um einander zu finden. Haben wir nicht viel getan, um uns zu betäuben, um zu glauben, wir würden ganz neu anfangen? Wir haben uns darin gründlich getäuscht. Doch wir hatten nicht lange Zeit, um unseren Gedanken nachzuhängen. Schon klopfte es an der Tür und Fred, ein Cousin meines Mannes, wollte uns zu Ilse und Allan bringen. Wir lernten Hannah kennen, seine Frau, die das Glück hatte, früh mit ihren Eltern und Geschwistern und den Großeltern in die USA zu kommen. Als wir aus der Hoteltür traten, sahen wir Freds großes Auto mit offenem Dach. Wir dachten, einen reichen Mann vor uns zu haben. Wir fuhren in die hereinbrechende Dämmerung den Broadway entlang. Es war an einem Sonnabend. Der Broadway war voller Menschen, die Geschäfte standen offen, alle möglichen Waren, vor allem frisches Obst lag aus. Als Ilse und Allan uns in der Nacht mit dem Taxi zurück ins Hotel brachten, standen die Geschäfte immer noch offen und der Broadway war voller als am Nachmittag.

Am Sonntagmorgen machten wir uns zu Fuß auf den Weg zu Ilse und Allan. Es herrschte wieder Trubel auf dem Broadway, Menschen jagten hin und her. Was für ein merkwürdiges Land, in dem man an keinem Tag der Woche ruhte! Aber ich war von den Geschäften begeistert, vor allem von dem ausgelegten frischen Obst, das ich nach den Lagerjahren bestaunte. Ich kaufte drei Bananen, um sie bei unseren Gastgebern zu essen. Wir waren pünktlich in der 68. Straße. Im Hausflur roch es wunderbar nach ausgebratenem Speck. Kaum angekommen sah ich, wie Ilse den guten Speck in den Mülleimer warf. Bis heute habe ich diesen Augenblick nicht vergessen. Ich war fassungslos. Was hätte man mit diesem Fett nicht noch alles machen können?

Eine andere Begebenheit trug sich am nächsten Morgen zu, als wir unser Frühstück im Lunchionette bestellten: zwei Eier und Speck. Als der Koch das zweite Ei aufschlug, lief es aus, woraufhin er beide Eier wegwarf. Wir lernten etwas über das Land und seine Gewohnheiten kennen. Mir hat es nach so vielen Jahren der Entbehrung nicht gefallen, dass man Essen wegwarf. Man sagte uns, durch diese Verschwendung sei das Land reich geworden.

Schon nach wenigen Tagen zogen wir in ein eigenes Zimmer, das nicht schwer zu finden war. Es lag nahe am Hudson River, von Grünanlagen gesäumt. Es war ein Haus mit vielen einzelnen Zimmern, einer winzigen Küche, zwei Betten, einem Schrank, wenig mehr. Wir waren nicht verwöhnt. Die Toilette befand sich eine halbe Treppe tiefer, das störte uns nicht. Als Ilse kam, um sich unser neues Heim anzusehen, war sie entsetzt. Wir sollten das bescheidene Zimmer nicht

nehmen. Wir zogen dort ein. Zwei Cousins brachten uns eine kleine Holzleiter, damit ich die Schränke in der Küche erreichen konnte, und einen Schnellkochtopf. Noch viel wichtiger: Bald darauf überbrachte Hermann mir die Nachricht, dass es eine Stelle für mich gebe, ich könne schon in den nächsten Tagen anfangen.

Unsere erste Reise nach Europa unternahmen wir im Jahre 1958, nachdem wir die erste Zahlung der Wiedergutmachung – was für ein merkwürdiges Wort – erhalten hatten. Hatte mein Mann einen Abstecher nach Berlin eingeplant, in seine Heimatstadt, die Stadt seiner Mutter, deren Familie über Generationen in Berlin ansässig war? Nein, Berlin und Deutschland waren nicht auf unserer Reiseroute. Seine Schmerzen saßen zu tief. Es gehört Mut dazu, der am eigenen Leibe erlittenen Tragödie ins Auge zu sehen, Menschen mit ihren großen und kleinen Fehlern wahrzunehmen.

Es ist sicher der bessere Weg, sich nicht abzuwenden. Wir, die man ausrotten wollte – und fast hätte man es geschafft –, sollten Verständigung suchen. Wir sollten uns zeigen. Wie würde sich mein Mann dazu stellen? Wie gern wür-

de ich mit ihm darüber sprechen. Mir ist völlig klar, dass ich nicht nach Deutschland, dass ich heute nicht zu Ihnen gekommen wäre, würde mein Mann noch leben. Ich frage mich, ob ich das Richtige tue, nachdem man meine Eltern und meinen Bruder Ralph, nachdem man meine ganze Familie umgebracht hat. Ob es nun richtig ist oder nicht, die Antwort geben mir Menschen, die auf mich zukommen. Ich spüre Aufmerksamkeit, Dankbarkeit, Wertschätzung.

Deutschland ist für meine Begriffe das Land, das sich des Geschehenen völlig bewusst ist, das dafür eintritt, dass es nicht in Vergessenheit gerät, das seinen Bürgern immer wieder klar macht, was für ein großes Unrecht im Nationalsozialismus geschehen ist. Ich kann nicht die dritte Generation für die Fehler und die Verbrechen der Großeltern schuldig sprechen. Sie haben es nicht getan. Sie sind aber die, die dafür sorgen müssen, dass so etwas nie wieder geschieht. Sie tragen größere Verantwortung als Enkelgenerationen in anderen Ländern, das ist meine Hoffnung und mein Streben; und solange ich kann, will ich Ihnen meine Geschichte erzählen, hier, wo es geschehen ist.

Laudatio auf Margot Friedlander
anlässlich der Verleihung des Einhard-Preises

Seligenstadt am 14. März 2009

Klaus Harpprecht

Verehrte Damen und Herren, liebe Freunde, vor allem: liebe Preisträgerin Margot Friedlander – und mit Ihnen grüße ich Ihre Ko-Autorin: liebe Malin Schwerdtfeger.

Als Erstes ein Wort des Dankes an die Jury, die den Preis für den autobiographischen Bericht von Frau Friedlander bestimmt hat. Die Jury zeichnete sich damit selber aus, denn mit diesem Buch wird die Erinnerung an ein besonderes Geschick in den verborgenen Winkeln des Dritten Reiches, im Schatten des schrecklichsten Verbrechens der Menschengeschichte, unter dem Bann der deutsch-nazistischen Vernichtungsmaschine in unser Gedächtnis gebrannt – und wie ich dringlich hoffe, damit auch ins Bewusstsein der jüngeren Generation: das Geschick der Menschen im Untergrund, von denen nicht viele die Jahre der permanenten Flucht vor den Häschern überlebt haben. Frau Friedlander gehört zu den wenigen.

Ich danke für die Chance, von diesem Geschick reden zu dürfen. Das ist für mich eine Ehre – und es liegt mir besonders am Herzen, weil einer der Überlebenden im Berliner Untergrund, der Musiker Konrad Latte, ein Jugendfreund meiner Frau in Breslau war, ehe er sich der Deportation durch die Flucht in die Reichshauptstadt entzog, weil auch ich mich in den Jahren vor seinem

Tod zu seinen Freunden zählen durfte, weil seine unvergessliche Gefährtin Ellen Latte mich einst – zusammen mit Freya von Moltke – in die Pflicht genommen hat, die Biographie des Gefängnis Pfarrers Harald Poelchau zu schreiben, des Retters von Konrad Latte, jenes schlichten und so klugen protestantischen Pastors, der aberhundert Widerstandskämpfer auf dem Weg zum Schafott oder zu den Fleischerhaken, an denen sie aufgehängt wurden, im Zuchthaus Plötzensee zu begleiten hatte, der selber der Widerstandsgemeinschaft des Kreisauer Kreises zugehörte, der überdies – und dies ist wichtiger als alles andere – ungezählten Menschen im Untergrund seine Tür geöffnet, sie mit Geld, mit Nahrung, mit einer Unterkunft, mit gefälschten Ausweisen und Lebensmittelmarken, manchmal sogar mit Arbeit versehen hat; der damit täglich seine Freiheit und sein Leben (und das seiner Frau) riskierte, oft die letzte Notadresse für die gehetzten Untergrund-Juden, die sich selber U-Boote nannten. Dieser bescheidene Mann ist für mich, dank seiner opferbereiten Humanität im Alltag, die bedeutendste Persönlichkeit im deutschen Widerstand.

Leider hat Frau Friedlander damals nicht den Weg zu ihm gefunden. Vielleicht wäre es ihr erspart geblieben, am Ende doch noch den Häschern in die Hände zu

laufen. Eine Garantie gab es nicht. Der Hinweis auf den Pastor Poelchau soll Ihnen zeigen, Frau Friedlander, mit welcher Bewegung ich Ihren Bericht gelesen habe: ein Zeugnis aus dem Untergrund, in dem sich – nach einer vorsichtigen Schätzung – in Berlin etwa zehn- bis zwölftausend Menschen jüdischer Herkunft zu verbergen suchten. Mehr als drei Tausend haben nicht überlebt. Nach manchen düsteren Berechnungen waren es nur fünfzehnhundert. Vielleicht ist Ihnen der Name von Hans Rosenthal gegenwärtig, Chef der Unterhaltung beim Sender RIAS-Berlin, der hernach die erste große Rate-Show im Fernsehen zu einem Straßenfeger machte: ein freundlicher, entspannter Mann voller Witz, der niemals von seiner Vergangenheit im Untergrund sprach. Sie zeigte sich nur durch die streng bewachte Melancholie an, die auch im Lachen niemals ganz aus seinen Augen wich. Vielleicht sind Sie auch den Büchern des bedeutenden Schauspielers Michael Degen begegnet, der es als seine Aufgabe betrachtete, von seinem und von seiner Mutter Kampf ums Überleben im Untergrund zu berichten.

Der Musiker Konrad Latte meinte in der Neige seiner Tage, es habe etwa fünfzig Helfer gebraucht, um ihn am Leben zu halten. Daraus lässt sich schließen, dass einige zehn Tausend Berliner Bürger bereit waren, ihre eigene Existenz zur Rettung der Juden zu riskieren. Eine geringe Zahl in einer Vier Millionen-Stadt. Und dennoch, im Rückblick, ein Element des Trostes: es gab sie wenigstens, die zwanzig-, die dreißig-, die vierzig oder gar fünfzig Tausend Deutschen in Berlin, die sich den Weisungen der braunen Büttel nicht fügten. Manche handelten

aus eigensüchtigen Motiven. Sie ließen sich ihre Duldung, ihr Schweigen bezahlen.

Nein, nicht alle jener Zehntausende verdienten den israelischen, den Yad Vaschem-Titel eines Gerechten, einer Gerechten unter den Völkern. Seien wird dankbar, dass es sie gab. Auch ihrer sollte in Berlin mit einem Ehrenmal gedacht werden. Am Ende der Inschrift müsste die Frage stehen: „Und Du? Hättest Du gehandelt wie sie?“ – Die Frage könnte vor manchen Versuchungen des nachgeholtten Widerstandes schützen, auch vor dem Hochmut der Spätgeborenen, vor einem moralisierenden Pathos, das uns nicht zusteht, denn wir wissen in der Tat nicht, wie wir uns verhalten, ob wir es gewagt hätten, unseres Bruders, unserer Schwester Hüter zu sein, wie es die Bibel fordert.

Gab es die Retter nur in Berlin? Wir verfügen über keine Hinweise, dass in einer anderen deutschen Großstadt vergleichbare Netzwerke existierten. Nicht in München. Nicht in Frankfurt. Nicht im Ruhrgebiet. Wohl auch nicht in Hamburg. Die graue Millionenstadt Berlin bot den gejagten Juden am ehesten die Chance, sich in einer anonymen Existenz zu tarnen, und sie machte es den Gewissenhaften und Mutigen ein wenig leichter, Fremden zu helfen, ohne von den Funktionären des Regimes, seinen Bütteln, von den Schnüfflern und Denunzianten, von böswilligen oder führergläubigen, scharf antisemitischen Nachbarn erkannt und angezeigt zu werden. Der Bombenkrieg machte das Untertauchen nicht leichter. Unbekannte Gesichter im Keller fielen auf. Es war nicht weniger gefährlich, oben in der Wohnung, im Zimmer, in der Dachkam-

mer auszuharren, allein mit der Angst vor den gigantischen Explosionen der Luftminen – um schließlich vom kontrollierenden Luftschutzwart aufgestöbert zu werden, wenn der zum Dachboden heraufstieg, um Brandbomben zu löschen.

Nein, die Existenz im Untergrund lässt sich nicht verklären. Das Abenteuer war schmutziger Alltag. Frau Friedlanders Zeugnis, von Malin Schwerdtfeger mit der gebotenen Nüchternheit aufgeschrieben, lässt keine Illusionen zu, schon gar keine romantischen.

Kein weiser, kein edler Retter fing die junge Frau auf, damals (wenn ich recht gerechnet habe) 22 Jahre alt, als sie Anfang 1943 den Weg in die Illegalität wählte.

Die Eltern, die Voreltern waren Kaufleute gewesen, zugewandert aus Ungarn und aus Oberschlesien. Spätesten seit dem Ersten Weltkrieg fühlten sich die Mitglieder der Familie als Deutsche, und sie glaubten sie seien integrierte Mitglieder der Gesellschaft. Die Männer hatten meist „des Kaisers Rock“ getragen. Offenem Antisemitismus begegneten die Eltern und die Kinder nach dem Zeugnis von Margot Friedlander geborene Bendheim vor 1933 so gut wie niemals.

Die Eltern trennten sich. Der Vater verschwand nach Belgien. Es blieben die Mutter und zwei Kinder zurück. Chancen der Auswanderung wurden, wie üblich, versäumt – oder sie waren blockiert. Scheiterten schließlich auch am Geld, dessen Rest ein Visumsschwindler kassierte. Der Vater verbot die – immer noch mögliche – Ausreise nach Shanghai, der letzten Zuflucht, in die sich zum

Beispiel Michael Blumenthal – einst der Finanzminister des Präsidenten Jimmy Carter, heute Direktor des Jüdischen Museums in Berlin – mit den Seinen zu retten vermochte, das karge Brot für sich und die Familie als Hafendarbeiter erschuftend. Doch für die Übersiedlung in den Fernen Osten hätte es die Zustimmung des Vaters gebraucht, da die Kinder zu jenem Zeitpunkt noch minderjährig waren: „Verhungern“, schrieb er, „könnt Ihr auch in Berlin“. Aussichtslos, nach Amerika zu entkommen: die Einwanderungsquoten ließen Menschen, die aus Osteuropa stammten, keine Chance.

Im Reich das schreckliche Crescendo der Diskriminierung, Entrechtung, Entwürdigung. Die Mutter, die Tochter, der Sohn wurden in ein so genanntes „Judenhaus“ eingewiesen. Im Januar 1943 holte die Gestapo den Bruder. Die Mutter ging mit ihm. Margot fand ihr Notizbuch und eine knappe Weisung in der Handtasche: „Versuche, dein Leben zu machen“, hatte die Mutter auf einen Zettel gekritzelt. Margot – als einzige noch nicht verschleppt – wurde von Schuldgefühlen gequält. Hätte sie der Mutter und dem Bruder dennoch folgen sollen, entgegen der Weisung der Mama?

Sie entschied sich für die Illegalität. Bei der ersten Adresse, bei der sie anklopfte, erfuhr sie eine demütigende Abfuhr: Tante Anna – Bürgerin der Schweiz und überdies „arischer“ Herkunft – fragte dümmlich genug: „Wie soll ich Dir helfen?“ „Ich brauche ein Versteck“. „Wenn Du nicht bereit bist, Deiner Mutter zu helfen“, sagte Anna, „kann ich Dir auch nicht helfen“. „Sie ist bei der Gestapo“, sagte ich. „Wie soll ich ihr denn helfen?“ „Indem du mit ihr gehst“. Mar-

got „verließ die Wohnung“ – ich zitiere – „ohne ein weiteres Wort“.

Malin Schwerdtfeger, die der alten Dame ihre Feder lieh, hat die peinigende Szene ohne Dramatisierung aufgezeichnet – wie sich das Buch überhaupt durch eine musterhafte Zügelung aller Emotionen und durch eine knappe, schmucklose Sprache auszeichnet. Kein anderer Stil war hier denkbar.

Margot wandert von einer Adresse zur anderen. In den Arbeiterquartieren, in denen viele einstige Sozialdemokraten oder Kommunisten lebten, findet sie am ehesten Gehör und Verständnis. Sie schläft auf Sofas, in Sesseln, die Hauskatze auf dem Schoß, sie nächtigt auf Autositzen in einer Garage. Tagsüber läuft sie durch die Stadt. Oder sie putzt die Wohnung, in der ihr eine Unterkunft gewährt wurde, in der Regel nur für Tage, manchmal für Wochen. Eine der Helferinnen erwartete, dass sie dem Freund sexuelle Dienste leistet. In einer Absteige von Asozialen ist die Lagerstatt völlig verwandt. „Noch am Morgen verschwinde ich. Eine Tür fällt zu, eine andere tut sich auf.“ Ein Chirurg verschafft ihr – kostenlos – eine „arische“, eine gerade Nase.

Schließlich, nach fast fünfzehn Monaten, wird sie von zwei „Greifern“ gestellt, nicht weit vom Bahnhof Zoo. Sie kann sich nicht ausweisen und gibt, der Rastlosigkeit müde, einfach zu, dass sie Jüdin ist. Auf dem Weg zum Abschiebungsghetto gestehen die beiden, dass auch sie Juden seien, von der Gestapo abgerichtet, „Unterseeboote“ einzufangen: ihr Lohn das Versprechen, sie würden von der Deportation verschont (was nicht immer zutraf).

Margot Friedländer hatte Glück im Unglück: sie gelangte auf einen Transport nach Theresienstadt. Dort wurde niemand vergast; nur starben die Insassen langsam am Hunger dahin, und die Geschwächten, die zur Arbeit nicht mehr taugten, wurden nach Auschwitz verladen. Margot aber durfte in einem Außenlager weiches Glimmer-Gestein in Scheiben schneiden: die Rüstungsbetriebe brauchten es als Isolationsmaterial.

Sie war Zeugin, als ein Filmteam die Fortsetzung des Propaganda-Schmarrens „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ mit der Theatertruppe des Lagers drehte. Sie beobachtete die Drapierung einiger Baracken für eine Visite des Roten Kreuzes. Im September 1944 begann die SS, das Lager zu räumen. Von fast dreißigtausend Häftlingen entgingen nur elftausend der Verschickung nach Auschwitz. Typhus ging um. Eine Ewigkeit, bis am fünften Mai 1945 der letzte SS-Trupp abzog. Unter den Überlebenden lernte Margot Friedländer ihren Mann kennen. Ein weiteres Jahr des Wartens in den Lagern der „Displaced Persons“. Überfahrt nach Amerika, in jenen Tagen das Gelobte Land der Menschheit. Erst 2003 sah sie Berlin wieder. Ein Dokumentarfilm schilderte damals ihr Geschick (und er gab die Anregung zu diesem Buch).

„Meine Geschichte“, resümierte Margot Friedländer, „war anders als die der meisten Überlebenden, sie war komplizierter. Deutsche hatten mein Leben zerstört, Deutsche hatten es gerettet...“ In ihrem Innern sei sie staatenlos geblieben: „In meiner Familie hatten wir uns als deutsche Juden, als jüdische Deutsche gefühlt... Wir wurden ausgesto-

ßen“. In ihrer knappen Danksagung bemerkte sie über einen Freund: „Er hat mich durch seine Wärme wieder mit meiner alten Heimat vertraut gemacht“. - Welche Großherzigkeit am Ende dieser schmerzhaften autobiographischen Exkursion. Um es noch einmal zu betonen: die Co-Autorin Malin Schwerdtfeger hat für das Geschick von Margot Friedlander eine gute Sprache gefunden.

Sie wirkte nicht als „Ghostwriter“ im strikteren Sinn, denn ihr Name steht auf dem Umschlag und der Titelseite. Sie wurde nicht, wie es immer noch üblich ist, zur Anonymität verdammt. Sie braucht sich nicht zur Heerschar der Schreibgehilfen zählen, die man in Frankreich noch immer mit sacht rassistischer Unkorrektheit „les négres“ nennt. Sie üben ein Handwerk mit besonderen Gesetzen aus, denen wohl auch eine Ko-Autorin unterworfen ist. Sie werden es mir nachsehen, dass ich einen Augenblick über dieses Gewerbe nachdenke, das ich selber eine Zeitlang ausgeübt habe: in der Schreibstube des Palais Schaumburg, als ich die Reden und die Bücher des Bundeskanzlers Willy Brandt mit zu formen hatte: nicht nur in Sprache und Stil, sondern unter seiner genauen Kontrolle manchmal auch in der Substanz. Wer dies gut machen will, hat sich einer strengen Disziplin zu unterwerfen. Es gilt auszuloten, in welche Richtung die Intentionen des Kanzlers streben, auch wenn er sie selber noch nicht artikuliert hat. Es gilt zu prüfen, in welchen Motiven und in welcher geschichtlichen Einsicht seine Ideen und Pläne gründen. Es gilt, eine Sprache zu finden, die der seinen entspricht, die seine sein könnte, vielleicht auch die seine sein sollte. Das fordert die Bereitschaft,

die eigene Sprache zu zähmen und am besten im Dienst am Wort des anderen für eine Weile zu vergessen. Man muss von sich absehen – unbesorgt, dass der eigene, der persönliche Stil verloren gehen könnte. Wenn er stark genug in seiner Prägung ist, wird er sich zu gegebener Zeit wieder ans Licht holen lassen. Frau Schwerdtfeger, eine Autorin aus eigenem Recht, hat beides zuwege gebracht: ihr Talent in die Pflicht der Arbeit am Lebens-, am Überlebensbericht eines anderen Menschen zu stellen: so für ihn zu schreiben, dass man sie selber als Ko-Autorin aus den Augen verliert – um hernach zur eigenen Sprache zurückzufinden. Dafür eine herzliche Gratulation.

Das Buch ist ein historisches Zeugnis, und es ist ein autobiographisches Dokument. Der Einhard-Preis wurde zur Förderung und Auszeichnung biographischer Werke bestimmt – um einem Stiefkind der Literatur deutscher Sprache aufzuhelfen. Es ist konsequent und generös zugleich, dass die Jury die Kriterien der Preisentscheidung durch ein autobiographisches Werk nicht in Frage gestellt sah. Der Wandel, der in den vergangenen fünf oder zehn Jahren dem Stiefkind Biographie zuteil wurde, legt eine kleine Betrachtung über sein bisher so schwieriges Geschick in Deutschland nahe. Seit geraumer Zeit scheint es, wenn ich mich nicht täusche, mit größerem Wohlwollen aufgenommen zu werden. Selbst die strenge akademische Welt sieht auf das Genre nicht mehr gleichgültig oder – noch schlimmer – voller Verachtung herab. Aber noch lange ist der deutsche Sprachraum nicht eine selbstverständliche Heimat der biographischen Literatur wie England. In

Amerika bemühen sich die Professoren zumindest der Geisteswissenschaft und mehr noch die alternden Journalisten, ihr flüchtiges Werk mit einer biographischen Arbeit von mindestens 900 Seiten zu krönen. In Frankreich, in dem die (ohnedies artifizielle) Grenze zwischen Journalismus und Literatur längst nicht so scharf ausgezogen ist wie im akkuraten Germanien, gehört es sich nicht nur für die Kollegen des Zeitungsgewerbes, sondern auch für die Politiker, die sich zur intellektuellen Elite zählen, das Leben und das Werk eines Großen zu beschreiben. Die Autobiographie ist sozusagen Pflicht – in Amerika eine höchst lukrative. Auch die deutschen Politiker haben verstanden, dass sie der Öffentlichkeit oder ihrem Ego eine Autobiographie schuldig sind – wenigstens eine.

Ich will Ihnen nicht mit dem Klage lied in den Ohren liegen, welche Biographien – die längst geschrieben sein sollten - wir in deutschen Bibliotheken vermissen. Es sind Hunderte: zum Beispiel Varnhagen von Ense, des Mannes der Rahel und unvergleichlichen Chronisten der deutschen Ereignisse und ihres Personals von den napoleonischen Kriegen bis zur gescheiterten Revolution von 1848. Zum Beispiel Gottfried Benns. Zum Beispiel Stresemanns. Zum Beispiel des großen Sozialdemokraten Fritz Erler ... und so weiter und so fort.

Was ist es, das die Laptops der Historiker, der Literaturwissenschaftler, der ambitionierteren Stilisten im Journalismus so lange blockiert hat und noch immer zu hemmen scheint? Der Heldenkult, dem die nazistischen Schreiber und ihre deutschnationalen Vettern mit

hündischer Hingabe dienten? Oder war es die marxistisch geprägte „Objektivierung“ der Geschichte, die jeden Exkurs ins Biographische als „Feuilletonismus“ beiseite wischte – obschon kein Regime, das sich marxistisch nannte, auf den exzessiven „Personenkult“ verzichten konnte, darin dem Faschismus eng benachbart?

Von dem amerikanischen Philosophen und Goethe-Verehrer Ralph Waldo Emerson stammt die aufsässige Formel: „There is no history – there is only biography“. Was für ein schöner und womöglich zutreffender Gedanke: dass die Bewegungen der Geschichte nicht von den so genannten „objektiven Gegebenheiten“ oder von der grauen, gesichtslosen Masse der Menschen, auch nicht von dem einen gigantischen Heros, sondern vom Wirken und Leiden von Millionen individueller Geschicke geformt sind. Wir brauchen uns nur einem der Gesichter in der Masse zu nähern, es beim Namen zu nennen und damit aus seiner Anonymität zu befreien, ob in den Lagern der Nazis oder im Gulag, ob in den Stalingrad-Armeen diesseits und jenseits der Wolga, ob in den favelas von Sao Paulo, den Quartieren der Arbeitslosen in Detroit oder unter den Aids-Opfern in Schwarzafrika: stets sehen wir uns mit einem unverwechselbaren Geschick konfrontiert, dem Leben und Sterben der Einzelnen, die in der Summe das vollziehen, das wir mit merkwürdiger Unbestimmtheit „Geschichte“ nennen. Das gilt erst recht für das autobiographische Zeugnis, das uns – siehe Frau Friedlanders Bericht – einen unmittelbaren Zugang zur erlittenen Geschichte gewährt. Ängstigen wir uns vor der Begegnung mit der Individua-

lität, die uns keinen kalt-distanzierten Blick über die Epochen erlaubt, sondern zur Wahrnehmung des Glücks und mehr noch des Leids, der Verluste, dem Sterben erkennbarer Personen zwingt, die Menschen sind wie Du und ich? So wird es wohl sein.

Autobiographische Zeugnisse wie Frau Friedlanders Bericht über den Überlebenskampf im Untergrund lassen uns plötzlich begreifen, dass wir auf unseren täglichen Wegen in Berlin, in Hamburg, in Warschau, in Rotterdam und sogar in München, das die „heile Welt“ spielt, in Wirklichkeit über versunkene Städte laufen, über Schichten von Schutt – Kilometer für Kilometer –, und manchmal einen überwachsenen Trümmerberg besteigen. Sie lassen uns ahnen, dass wir Abertausend verschüttete Leben unter die Füße nehmen, die sich in Berlin und anderswo manchmal durch einen Namen auf einem Pflasterstein zu er-

kennen geben – Schicksale, von denen wir nichts mehr wissen, nur den Namen. Signale der „jüngsten Geschichte“ – und zugleich schon Archäologie. Nein, kein Pompeji-Idyll. Eher: Karthago, nicht vor mehr als zweitausend, sondern vor siebzig, vor fünfundsechzig Jahren zugrundgegangen. Noch scharren wir nicht nach Scherben. Noch graben wir keine Säulen und Statuen aus. Bald wird es soweit sein.

Es sind einstweilen Bücher wie das der Frau Friedlander, die in die Schächte der Ruinen-, der Horror-, der Vernichtungs-, der Totenwelt hinableuchten. Und zugleich das fast Vergessene, die fast Vergessenen wieder zum Leben wecken, wenigstens für den Augenblick, in dem wir sie beim Lesen zur Kenntnis nehmen. Was für einen schöneren, was für einen wichtigeren Auftrag könnten Bücher erfüllen. Dafür sei Frau Friedlander Dank.

Memento Eginhardi

von Dr. Hermann Schefers
Museumszentrum Lorsch

aus Anlass der Verleihung des
sechsten Einhard-Preises an Margot Friedlander

14. März 2009
in der Einhardbasilika zu Seligenstadt

*Der du die Kirche betrittst, so bitt' ich, verschmäh nicht zu lernen,
was der Ort hier besitzt, was er besitzend dich mahnt.
Sieh dieses Grab: Es birgt einen Mann von wahrhaftem Adel,
Einhard rief man ihn, wie ihn der Vater genannt.
Klug an Verstand, mit dem Munde beredt und tüchtig im Handeln
ward er vielen dabei nützlich aufgrund seiner Kunst.
Karl der Kaiser gewährt' ihm Erziehung am eigenen Hofe,
helfen konnte er ihm bei manch wichtigem Werk.
So dieser Heiligen, als er mit ehrendem Auftrag betraut ward,
sucht er die Leiber in Rom, bringt sie auch wirklich hierher,
dass sie gar vielen Menschen durch Heilung und Fürbitten nützen
und seiner Seele selbst zuweisen das himmlische Reich.
Christus, mein Gott, du Retter, Herrscher und Schöpfer der Menschen,
gib ihm die ewige Ruh' über den Sternen voll Huld.*

Irgendwo hier, in dieser Basilika, muss sich einmal die Steintafel befunden haben, auf der diese Zeilen, verfasst in kunstvollem Latein, zu lesen waren. Mit ihnen erinnerte kein geringerer als Hrabanus Maurus, Abt von Fulda und zeitweise Erzbischof von Mainz, an einen bedeutenden Zeitgenossen, dem er seit seiner Jugendzeit am Hofe Karls des Großen auch persönlich nahe gestanden hatte – an Einhard, der am 14. März 840 als etwa 70-jähriger Mann in Seligenstadt sein Leben beschloss und in seiner Basilika begraben wurde – *ad martyres* – in der Nähe der römischen Märtyrerheiligen Marcellinus und Petrus, deren Reliquien Einhard hier in den Mittel-

punkt seines letzten und vor allem unter religiöse Aufgaben gestellten Lebensjahrzehnts gestellt hat.

Die Stätte der Seligen – sie hat diesem Ort den Namen gegeben, noch im 9. Jahrhundert, wie wir sicher wissen.

Das Epitaphium Hrabans ist zugleich eines der bedeutenderen biographischen Zeugnisse des Mannes, dem die abendländische Historiographie das erste nachantike Porträt einer Herrscherpersönlichkeit nach klassischem Vorbild dankt – die Vita Karls des Großen, die Einhard zu einem uns nicht exakt bekannten Zeitpunkt verfasst hat, vielleicht sogar hier, in Seligenstadt.

Dieses Werk ist gerade in jüngerer Zeit wiederholt Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen, bei denen gerade die Unterschiede zur biographischen Literatur der Antike herausgearbeitet worden sind. Man hat auf Bezüge zur Hagiographie hingewiesen, auf Einflüsse der Fürstenspiegel-Literatur, man hat auf das Schweigen Einhards zu Ereignissen hingewiesen, die das Bild von der gottgefälligen Herrschaft des großen Karl durchaus zu trüben imstande wären, der Wirklichkeitsgehalt so manch einer Aussage Einhards wurde nicht selten bezweifelt und als literarisches Versatzstück, als Topos, verdächtigt.

Noch immer aber ist in der Forschung das letzte Wort zu Einhards *Vita Karoli Magni* nicht gesprochen; gerade in den letzten Jahren ist Bewegung in die Frage um die Geschichte dieses Textes gekommen, ist auf neue, von der Philologie noch nicht beachtete mittelalterliche Überlieferungsträger hingewiesen worden.

Immerhin wird man aber schon jetzt sagen können, dass Einhards *Karlsvita* zu den am meisten rezipierten Texten des abendländischen Mittelalters gehört. Schon zu Lebzeiten Einhards finden sich in manchen Werken bewusste Rückgriffe auf Formulierungen dieses in tadellosem Latein geschriebenen Opus, und Einhards jugendlicher Freund Lupus, der spätere Abt von Ferrières, schon in jungen Jahren ein bedeutender Vertreter des karolingischen Humanismus, würdigte in einem Brief an den greisen Einhard die *Karlsvita* als ein besonders beachtenswertes Beispiel für elegante Latinität. Man kannte Einhards Biographie Karls des Großen und jeder histo-

rischen Epoche hatte sie etwas zu sagen und zu geben – auch unserer Zeit.

Wenn wir heute, am *Todestag* Einhards, zum sechsten Mal die Verleihung des 1998 gestifteten Einhard-Preises erleben dürfen, so ist dies auch eine Hommage an den Mann, dessen letzte Wirkungsstätte Seligenstadt gewesen ist.

Vertraut war er mit vielen Orten, sein Wirkungsbereich war das fränkische Großreich, sein Status alles andere als der eines Gelehrten, der in klösterlicher Abgeschlossenheit lebte und wirkte.

Einhard war in den zwanziger Jahren des 9. Jahrhunderts, also zur Zeit der Herrschaft Kaiser Ludwigs des Frommen, einer der bedeutendsten, machtvollsten und einflussreichsten Aristokraten des Frankenreiches, bekannt und befreundet mit der intellektuellen Elite der Epoche, die man mit guten Gründen als eine der Europa nachhaltig prägenden Renaissance bezeichnet findet.

Einhard ist Laienabt sieben mehr oder weniger großer Reichsklöster, die heute in Italien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und in Deutschland aufzusuchen sind, er ist einer der Ratgeber des Herrschers, die unmittelbaren Zugang haben, die vertraut sind mit den Stärken und den Schwächen dieses Reiches, seiner Dynastie, den staatstragenden Gedanken, an deren Formung Einhard, wie wir heute glauben, durchaus persönlichen Anteil gehabt haben dürfte, und das nicht erst unter Ludwig dem Frommen, sondern schon in den Jahren seiner Aachener Tätigkeiten am Hofe Karls des Großen.

Einhards eigene Biographie ist typisch für so manch eine aristokratische Per-

sönlichkeit seiner Zeit. Immer wieder faszinierend ist die Vielseitigkeit seiner Kompetenzen – Einhard ist politischer und persönlicher Ratgeber zweier Herrscher; er leitete lange Jahre den Kunstbetrieb der Aachener Pfalz, er ist vielleicht sogar selbst als Künstler tätig; er ist Bauherr, *architectus* im mittelalterlichen Sinne des Wortes, er ist ein geachteter und stets willkommener, auch als Person hochgeschätzter Gelehrter, bewandert in der Literatur der Antike; er ist versiert in den wichtigen Fragen der Theologie, erfahren in der Verwaltung riesiger Grundherrschaften, er weiß, wie man große Abteien für den Königsdienst reformiert, er kennt sich aus in den großen und verschiedenen Rechtssystemen, die es in Europa gibt; er ist ein Mensch von fast naiv anmutender Frömmigkeit, hat natürlich einen klösterlichen Bildungshintergrund, benediktinisches Leben bestimmt selbst seinen Tageslauf, ohne dass er selbst Kleriker geworden ist: Einhard ist zeit seines Lebens Laie geblieben – das ist eine der Besonderheiten seiner Biographie; und er war verheiratet, mit Imma, die vielleicht der Seitenverwandtschaft Karl Martells entstammt und somit eine entfernte Verwandte des Frankenherrschers gewesen ist. Einhards persönlicher Horizont ist beachtlich, jedes Jahr reist er unzählige Meilen, ist Augenzeuge bedeutsamer Ereignisse, kennt ihre Hintergründe und Akteure.

830 zieht er sich schließlich aus dieser Sphäre zurück, um seinem Leben einen religiösen Mittelpunkt zu geben – zu

einem Zeitpunkt also, an dem er resignierend feststellen muss, dass die als gottgewollt gesehene staatliche Ordnung zerbricht, dass die Konzeption der Einheit des Reiches, die in unseren Tagen so oft als Keimzelle des modernen Europa angesprochen wird, zu einem nicht mehr lebensfähigen Ideal verkümmerte, um schließlich in ein Europa der Nationen zu zerbrechen. Einhard erlebt die Anfänge dieses Prozesses als bedrohliches Anzeichen von nahezu eschatologischer Qualität: eine alt gewordene Welt, das letzte der Zeitalter einer linear gedachten Geschichte, geht dem Ende entgegen. Geschichte ist für ihn in augustinischer Tradition vor allem ein ständiger Antagonismus der auch überzeitlich wirksamen Systeme des Guten und des Bösen, des Gottes- und des Teufelsstaates. Seine Hauptwerke, die Vita Karls ebenso wie der in etwa doppelt so umfangreiche Bericht über die Überführung der Gebeine der Heiligen Marcellinus und Petrus von Rom über Michelstadt nach Seligenstadt, sind von diesem Geschichtsbild durchdrungen und ihm verpflichtet: Karl der Große ist darum auch mehr als nur eine beschreibenswerte Herrscherpersönlichkeit, er ist auch so etwas wie ein *rex iustus* im augustinischen Sinne, der ideale Herrscher schlechthin; und die Heiligen Marcellinus und Petrus stellen sich dem Bösen in der Welt entgegen. Eine andere Wahrheit als die von Leopold Ranke geforderte ist Einhard vor Augen, eine andere Wahrheit ist auch die von seinen Zeitgenossen als göltig geglaubte.

Die Einhard-Stiftung zu Seligenstadt

wurde am 13. März 1998 durch eine bürgerschaftliche Initiative errichtet und am 23. April desselben Jahres vom Regierungspräsidium Darmstadt genehmigt.

Ihr Zweck ist es, die Idee der europäischen Einigung auf der Ebene einer traditionsreichen Stadt anschaulich und die gemeinsamen historischen Wurzeln der europäischen Nationen sichtbar zu machen.

Insbesondere wird der Stiftungszweck verwirklicht durch die Vergabe eines nach Einhard – dem Biographen und Vertrauten Karls des Großen – benannten Literaturpreises, mit dem eine herausragende Biographie einer Persönlichkeit ausgezeichnet wird, deren wissenschaftliches, religiöses, politisches, künstlerisches oder wirtschaftliches Wirken in einer engen Beziehung zu Europa steht.

Darüber hinaus wird der Stiftungszweck durch die wissenschaftliche Pflege des Andenkens Einhards und seiner Zeit verwirklicht.

Der Einhard-Preis ist mit Euro 10.000,- dotiert und wird in der Regel alle zwei Jahre nach dem Vorschlag des international besetzten Kuratoriums (Jury) vergeben, dem maßgeblich drei Fachjuroren angehören, derzeit Dr. Gustav Seibt (Berlin), Prof. Jeremy Adler (King's College London) und Dr. Jürg Altwegg (Genf). Der Verleihung in der Stadthalle (Saal des ‚Riesen‘) in zeitlicher Nähe zur Wiederkehr von Einhards Todestag (14. März 840) geht ein Gedenken in seiner Grabeskirche voraus, der Basilika St. Marzellinus und Petrus.

Die Preisvergabe ist gesichert aus dem Erlös des Stiftungskapitals, das von inzwischen rund sechzig Stiftern aufgebracht worden ist.

Die bisherigen Preisträger waren: 1999 Otto Pflanze (Bismarck), 2001 Brian David Boyd (Vladimir Nabokov), 2003 Joachim C. Fest (Lebenswerk unter Berücksichtigung von Albert Speer), 2005 Irène Heidelberger-Leonard (Jean Améry), 2007 Eberhard Weis (Montgelas) und 2009 Margot Friedlander (Autobiographie „Versuche, dein Leben zu machen“)

Vorsitzender des Präsidiums:

Prof. Dr. rer. nat. Peter Hammann
Bgmstr.-Rühl-Str. 20, 64832 Babenhausen
E-Mail: einhardstiftung@yahoo.de

Stifterversammlung

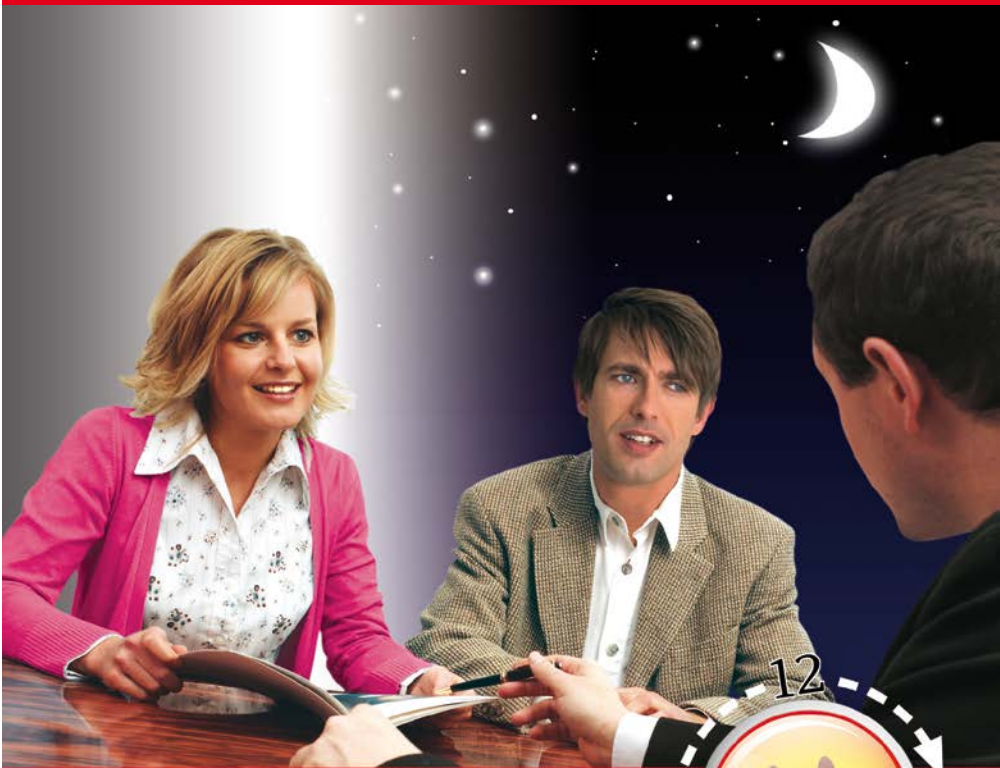
Rudolf Bax
Dr. phil. Elisabeth Bender
Ernst-Detlef Bengs
Rüdiger Binsack †
Dr. Peter Udo Bintz †
Dr. Kurt Braatz
Rolf Däther
Emma Klinik GmbH & Co. KG
Dr. Hans Rolf Flechsenhar
Dr. med. Jochen Franz
Gisela Freystätter
Werner Freystätter
Winfried Gmehling
Katharina Grimm †
Prof. Dr. rer. nat. Peter Hammann
Dr. Friedrich Hornbach
Heimatbund Seligenstadt e.V.
Traudl Herrhausen
Manfred Hofmann
Franz-Josef Hovestadt
Pfarrer i. R. Paul Kämmerling †
Dr. med. Peter Kappen
Alfons Kemmerer
Hans Jürgen Köhler †
Ludwig Kraye
Peter Laube
Thomas Laube
Prof. Dr. med. Elfriede Leniger-Follert
Lions-Club Seligenstadt
Kanzlei Ludwig – Wollweber – Bansch,
Hanau
Dr. rer. nat. Albrecht Maurer,
Seligenstadt

Hermann Frank Meyer †
Andreas Neubauer
Prof. Dr. rer. pol.
Franz-Friedrich Neubauer
Hubert Neubauer
Dr. Leonhard Ogiermann
Dagmar B. Nonn-Adams
Ordensbruderschaft vom Steyffen Löffel
zu Seligenstadt
Richard Pappert
Franz Preuschoff
Wilhelm Rachor
Herbert Reiß
Günther Riess †
Rotary Club Offenbach-Einhard
Rosie Roth
Hubert Rüll
Dr. rer. pol. Heinz Schmitz
Margret Schöneich
Dr. med. Lothar Schute, Seligenstadt
Sparkasse Langen-Seligenstadt
Stadt Seligenstadt
Wolfgang Stasch
Helga Steuerwald
Prof. Dr. rer. nat. Robert Tampé
Traudel Walter
Bruno Winkler
Anneliese Winter
Karl Wolf
Dr. med. Hans Jürgen Wolfring
Dr. rer. pol. Hans Wurzel
Martin Wurzel
Adolf Zeller



Klaus Harpprecht

NEU! Beratung jetzt bis 20 Uhr.



**Mit Sicherheit *mehr* Service –
Beratung jetzt Montag bis Freitag
von 8:00 bis 20:00 Uhr
nach Terminvereinbarung.**

Wir sind für Sie da, wenn Sie Zeit für uns haben.

Service-Hotline:
Telefon: 06182 925-1020
Telefon: 06103 919-1020

www.sls-direkt.de

 **Sparkasse
Langen-Seligenstadt**

...mehr als eine Bank